

2. Weihnachtstag 2006

Liebe Gemeinde,

für den 2. Weihnachtsfeiertag dieses Jahres ist als Predigttext ein Gedicht - oder auch Lied - vorgeschlagen, das uns im Buch des Propheten Jesaia im 9. Kapitel überliefert wird. Manche Verse aus diesem Gedicht, das nicht von Jesaia selbst stammt und erst in späterer Zeit seinen Platz in dessen Buch gefunden hat, sind uns aus der Christvesper am Heiligen Abend geläufig, wo sie als Worte der Verheißung oder der Weissagung vor der Verlesung der Weihnachtsgeschichte zu hören sind. Das wirft die Frage auf, ob oder wie weit wir berechtigt sind, Worte aus einer Zeit, die dem Kommen Jesu Christi weit voraus liegt, auf die Weihnachtsbotschaft zu beziehen. Wir wollen dieser Frage nicht ausweichen.

Zuerst aber hören wir das Gedicht, das aus drei Strophen zu je zehn Zeilen besteht. Ich lese diese Strophen nacheinander vor, und wir wollen jede dieser Strophen zunächst ganz mit den Ohren und Gedanken derer hören, für die sie einst, als noch kein Weihnachten gefeiert werden konnte, bestimmt war. Die erste Strophe lautet:

„Das Volk, das im Finstern wandelt,
sieht ein großes Licht,
und über denen, die im finstern Lande wohnen,
scheint es hell auf.
Du weckst lauten Jubel,
du machst die Freude groß.
Man freut sich vor dir,
wie man sich freut in der Ernte,
so wie man fröhlich ist,
wenn man die Beute verteilt.“

Das Volk, von dem die Rede ist, ist natürlich das Volk Israel, und wir hören, dass dies Volk im Finstern wandelt. Um was für eine Finsternis es sich handelt, erfahren wir zunächst noch nicht - die damaligen Hörer wussten es natürlich; es war ja ihre eigene Finsternis -, wohl aber erfahren wir, dass sich das Ende der Finsternis genah hat. Nicht nur ein Hoffnungs*schimmer* zeigt sich. Ein großes Licht geht auf wie die Sonne nach dunklen Tagen. Hell strahlt es in die Finsternis des Volkes hinein, so dass die Menschen allen Grund haben, in großen Jubel auszubrechen. Da genügt keine stille Freude. Man freut sich, wie man sich am Erntedankfest freut, wenn, was für die Menschen jener Tage das A und O war, das Leben und Überleben für ein ganzes Jahr wieder gesichert war. Man freut sich - ein kriegerischer Ton - wie beim Verteilen der Beute, die man den Besiegten weggenommen hat und die einem mühelos als Gewinn in den Schoß fällt.

Die zweite Strophe lässt erkennen, worin die Finsternis besteht, in der das Volk Israel lebt:

„Denn sein drückendes Joch,
die Holzstange auf seinen Schultern,
und den Stock seines Treibers,
hast du zerbrochen wie am Tag Midians.
Und jeder Stiefel,
der mit Gedröhn daher geht,
und jeder Mantel,
der durch Blut geschleift wurde,
wird ins Feuer geworfen
und vom Brand verzehrt.“

Das verbreitete Bild vom Joch, das dem Volk auferlegt wurde, und vom Stock des Treibers verrät uns, dass Israel seine Freiheit und Unabhängigkeit verloren hat und von fremden Her-

ren regiert wird, wie wir wissen, zuerst von den Babyloniern, dann von den Persern, seit Alexander dem Großen von den Mazedoniern und schließlich von den Römern und ihrem Kaiser Augustus. Diese Fremdherrschaft aber, welche auch immer es zur Zeit unseres Gedichtes gewesen sein mag, wird ihr Ende finden, und zwar offensichtlich ein kriegerisches Ende wie am Tag Midians, als Gideon das überlegene Heer der Midianiter vernichtend geschlagen hat, wie wir im Buch der Richter lesen. So wird auch Israel siegreich sein und die Marschstiefel der Unterdrücker und die blutigen Mäntel ihrer Soldaten ins Feuer werfen.

Die glückliche Zeit, die dann für das Volk anbricht, wenn es wieder von einem König aus Davids Geschlecht regiert wird, beschreibt die dritte Strophe:

„Denn uns ist ein Kind geboren,
 ein Sohn ist uns gegeben,
 und die Herrschaft liegt auf seinen Schultern.
 Und er heißt: Wunder-Rat; Gott-Held; Ewig-Vater; Friede-Fürst.
 Groß ist seine Herrschaft,
 und des Friedens kein Ende auf dem Thron Davids und in seinem Königreich.
 Denn er befestigt und begründet es auf Recht und Gerechtigkeit
 von nun an bis in Ewigkeit.
 Solches wird tun der Eifer des Herrn Zebaoth.“

Die Freiheit von der Fremdherrschaft begründet den Frieden des Landes. Auf dem Thron Davids wird ein weiser Herrscher sitzen - er ist ja schon geboren, der Sohn aus Davids Geschlecht -, der wunderbaren Rat weiß, und ein starker Held, der den Frieden zu sichern versteht. Seine Herrschaft als Friedensfürst gründet nicht auf der Macht der Waffen, sondern auf Recht und Gerechtigkeit. Und am Ende wird man das Tedeum anstimmen: Großer Gott, wir loben dich; denn der letzte Grund für die glückliche Zeit liegt nicht im menschlichen Vermögen, sondern in Gottes Willen: „Solches wird tun der Eifer des Herrn Zebaoth.“ Mehr kann man sich nicht wünschen, die Heilszeit ist angebrochen.

Ob diese Erwartung in Erfüllung gegangen ist? Wir haben Grund, daran zu zweifeln; denn die Geschichte überliefert uns bis in unsere Tage hinein - in ihnen erst recht nicht - kein Bild von einem Friedensreich ohne Ende im Land Israel, und wir können deshalb verstehen, dass die christliche Gemeinde die hoffnungsvolle Erwartung dieses Liedes auf das weihnachtliche Geschehen übertragen, und das Kind, das die Herrschaft übernehmen wird, in der Krippe zu Bethlehem gesucht und gefunden hat. Hat sie das mit Fug und Recht getan, so fragen wir nun noch einmal, und mir scheint, die Antwort auf diese Frage müsse lauten: Ja und Nein, es gibt Anknüpfung und Widerspruch.

Zunächst der Widerspruch, das Nein. Und zwar zunächst das Nein gegen die Erwartung, das Heil Gottes könne durch einen irdischen Herrscher kommen, sei es auch durch einen Nachkommen des großen Königs David. Unsere wohlbekannteste Weihnachtsgeschichte spricht dieses Nein aus, wenn es zuerst den Kaiser Augustus erwähnt. Denn Augustus wurde, als die Weihnachtsgeschichte aufgezeichnet wurde, als Heilsbringer verehrt; seine Zeitgenossen nannten ihn den Friedensfürst, ja, den Heiland der Welt. Wer ihm göttliche Ehren darbrachte, war also nicht politikverdrossen. Vielmehr erwartete er von der Politik des Kaisers das Licht, das die Finsternis auf Erden vertreibt. Er baute dazu auf Rat und Tat des Augustus, auf die Weisheit und die Waffen des Kaisers. Unsere Weihnachtsgeschichte zerstört diesen hoffnungsvollen und doch so hoffnungslosen politischen Optimismus, indem sie vom Kaiser Augustus mit großer Nüchternheit sagt, dass er alle Welt schätzen ließ, also alle Untertanen neu für die Steuer einschätzen ließ. Und wie wenig immer neue Steuerlasten mit Heil zu tun haben, wissen wir alle. Gewiss: Auch Christen sollten nicht politikverdrossen sein. Wir sind dankbar für eine gute Verfassung, für eine kluge Regierung, für eine barmherzige Sozialordnung. Christen dürfen zwar kritisch sein, aber es ziemt sich für sie nicht, ständig über ‚die da oben‘ zu schimpfen. Sie beten darum, dass diejenigen, denen das Wohl des Landes anvertraut

ist, ihre Verantwortung gewissenhaft wahrnehmen. Aber sie erwarten von ihnen nicht das Licht, das alle Finsternis vertreibt; sie erwarten von ihnen nicht das Heil.

Und noch einen zweiten Widerspruch gegen unser Lied meldet die Weihnachtsgeschichte an, wenn sie nämlich den himmlischen Boten eine ‚große Freude‘ verkündigen lässt, die ‚allem Volk‘ widerfahren wird. Es ist das Nein gegen die Erwartung, dass ein Volk aus allen ausgewählt wurde, aus der Finsternis herausgeführt zu werden. Die frühe Christenheit hat nicht daran gezweifelt, dass Gott das Volk Israel auserwählt hat. Aber es hat bestritten, dass Israel um seiner selbst willen auserwählt wurde. Es wurde auserwählt, damit allem Volk die weihnachtliche Freude verkündigt werden könnte. Für die Weihnachtsgeschichte ist das Volk, das im Finstern wandelt, nicht ein Volk, das Volk Israel, sondern alles Volk. Finsternis bedeckt das ganze Erdreich, und alle Menschen sind von ihr erfasst, und für sie alle erscheint das helle Licht der Hoffnung.

Und damit sind wir bei dem Ja, bei der Anknüpfung der Weihnachtsbotschaft an die Worte der Verheißung. Es ist zuerst das Ja zu der Finsternis, die wir Menschen nicht aus der Welt vertreiben können. Von der Finsternis spricht unser Gedicht freilich in einem Nebensatz: ‚Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht.‘ Und auch wir sollten von der Finsternis nur in einem Nebensatz sprechen; denn es kommt ja auf das Licht an, das in der Finsternis scheint. Aber in einem Nebensatz sollen wir davon sprechen. Wie könnte das Licht erkennen, wer nicht von der Finsternis weiß. Wer dürfte von Gnade reden, der nicht dem Gericht Recht gibt. Wer könnte sich der Vergebung getrösten, wenn er keine Schuld bekennen will. Gewiss, wir haben meist wenig Grund zu klagen. Auch das vergangene Jahr hat viele von uns, vielleicht die meisten von uns, nicht in große Finsternisse geführt. Ist es so, dürfen wir, auch menschlich gesehen, ein frohes Weihnachtsfest feiern und das ‚O du fröhliche‘ auch jenseits der Weihnachtsbotschaft mitsingen. Wir dürfen danken und loben. Aber wir wissen auch um solche, denen in dieser Festzeit nicht zum Loben zu Mute ist, sondern die wirklich ‚in der Finsternis sitzen‘. Vielleicht Menschen in unserer Nähe, die hart geschlagen wurden, jedenfalls aber die Vielen, für die in diesen Wochen um Spenden gebeten wird, Hungrige und Frierende, Verfolgte und Vertriebene, Schuldige und Unschuldige, Witwen und Waisen, Menschen in Einsamkeit. Sie erinnern uns daran, dass diese Welt keine heile Welt ist, und dass wir zwar helfen und trösten, aber kein Heil bringen können. Und selbst der, dem das nicht einleuchten sollte und der nach wie vor von einem Paradies auf Erden träumt, muss doch zugeben, dass er und wir alle im Schatten und in der Finsternis des *Todes* sitzen; dass wir nichts in die Welt mitgebracht haben und darum auch nichts aus ihr werden mitnehmen könne. Am Ende bleibt, blicken wir auf uns, nur die Finsternis wie auf dem Hirtenfeld zu Bethlehem, wo die Hirten des Nachts ihre Herden hüteten.

Auch von deren Finsternis ist allerdings nur in einem Nebensatz zu sprechen. Der Hauptsatz spricht von dem Licht, das in der Dunkelheit der Nacht aufstrahlte und die Hirten bewegte, sich aufzumachen und das Kind in der Krippe zu suchen. Es ist das weihnachtliche Licht, das auf dem Hirtenfeld leuchtet und das die alten Maler so wunderschön auch im Stall und vor der Krippe aufscheinen lassen, dass unverkennbar ist: Dies Licht will nicht unsere Augen, sondern unsere Herzen erleuchten. Es will unser Leben auch in dunklen Stunden und Zeiten hell machen, es will die Schmerzen mildern und in Trauer trösten. Es will auch im Schatten des Todes Zukunft eröffnen, und wenn es auch nicht wie ein Scheinwerfer alles bis in den letzten Winkel erhellt, so will es uns doch ermöglichen, den nächsten Schritt sicher und zuverlässig zu tun.

Dies weihnachtliche Licht besteht aus einer einfachen Botschaft. Paul Gerhardt hat sie so formuliert: „Gott wird Mensch, dir Mensch zugute.“ Das ist alles. Aber ist auch genug an Licht in unserer Dunkelheit. Denn diese Botschaft heißt ja: Gott lässt diese Welt nicht im Stich. Er lässt keinen Menschen in der Dunkelheit allein. Wo dies gewusst wird, ist mehr an Wissen vorhanden, als alle Wissenschaft und alle Wahrsager zusammen wissen können. Und darum kann und muss uns dieses Wissen im Leben und im Sterben genügen. Von ihm aus le-

sen wir in diesen Festtagen auch die Namen, die der Dichter dem Sohn Davids gibt: Wunder-Rat; Gott-Held; Ewig-Vater; Friede-Fürst. Der ‚wunderbare Rat‘ lautet im weihnachtlichen Licht: ‚Lass dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.‘ Der ‚starke Held‘ aber ist das Kind in der Krippe und lässt uns sprechen: ‚Da ich noch nicht geboren war, da bist du mir geboren, und hast dich mir zu eigen gar, eh ich dich kannt, erken- ren.‘ ‚Ewig-Vater‘ weist uns darauf hin, dass wir mit unseren zeitlichen Augen die Fülle des göttlichen Heils nicht erfassen können, dass uns aber in der Krippe zu Bethlehem das ewige Licht widerscheint. Und ‚Friede-Fürst‘ verweist uns im irdischen Frieden und Unfrieden auf den Frieden hin, der höher ist als alle Vernunft und den die Engel verkündigen: ‚Friede auf Erden unter den Menschen seines Wohlgefallens‘. Schon die frühe Christenheit hat diesen Frieden lobend besungen: ‚Nun ist groß Fried ohn‘ unterlaß, all Fehd hat nun ein Ende.

Diese Weihnachtsbotschaft, dieses weihnachtlich ‚Fürchte dich nicht, du bist mein‘, ist schlicht und einfach und gar nicht geheimnisvoll. Ei unauflösliches Geheimnis liegt allerdings in dem ‚unter den Menschen seines Wohlgefallens‘, nämlich gemäß dem Wort, das ein Dichter über die Pforte zum heiligen Gral schrieb:

„Ich habe mich nach eigenem Recht gegründet,
vergebens sucht ihr mich.

Der Wanderer, welcher meinen Tempel findet,
den suchte ich.“

So haben die Hirten gesucht und gefunden, und doch waren in Wahrheit sie es, die gesucht und gefunden wurden. So ist es auch bei uns, wo immer die Weihnachtsbotschaft unser Herz erreicht: Wir finden, weil wir gesucht wurden; wir erkennen, weil wir erkannt sind; wie sind gerechtfertigt, weil wir gerecht gesprochen wurden, wir glauben, hoffen und lieben, weil wir geliebt werden. ‚Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre um deiner Gnade und Wahrheit willen.‘ Darum ist das ‚Ehre sei Gott in der Höhe‘ allezeit das rechte Lied zur Weihnachtszeit.